

# Beresina

Autor(en): **Jaggi, Arnold**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 46

PDF erstellt am: **22.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gehört oder gar sich gegen ihn aufgelehnt hätte? Wenn Nigger nicht gejagt werden durften, so jagte er sie eben nicht, trotzdem Schiffer ihn dazu angespornt hatte. Bewußt dachte Jerry zwar nicht über die Sache nach, aber er zog seine Schlüsse und beruhigte sich damit.

Einen Gott zu lieben, war für ihn daselbe, wie ihm zu dienen. Es war ihm eine Freude, dem Gott zu dienen und zu gefallen, und der Grundstein für allen Dienst war für ihn Gehorsam. Dennoch fiel es ihm eine Zeitlang sehr schwer, nicht zu knurren und die Zähne zu fletschen, wenn die Beine anmaßender fremder Nigger auf dem weißen Deck der Ariel an ihm vorbeischnitten.

Aber auch da gab es Unterschiede, wie er später erfahren sollte, als die Zeit kam, da Billa Kennan ein Bad, ein richtiges Bad in frischem, fließendem Wasser von den großen Regengüssen zu nehmen wünschte, und als Johnny, der schwarze Lolse aus Tulagi, einen Fehler beging. Auf der Karte war der Suli-Fluß nur eine Meile von der Mündung aufwärts verzeichnet. Der Grund dafür war, daß nie ein Weißer weiter hinauf gekommen war. Als Billa von dem Bad zu reden begann, beriet ihr Mann sich mit Johnny. Johnny schüttelte den Kopf.

„Kein fella Junge wohnen das Ort“, sagte er. „Nicht machen Spektakel euch. Busch fella Junge wohnen weit zu viel.“

Und so kam es, daß die Dampfbarkasse an Land geschickt wurde, und daß Billa, Harley und Jerry ein Stückchen den Fluß hinauf bis zu der ersten Stelle gingen, wo er eine passende Tiefe hatte, während die Besatzung im Schatten der Kokospalmen am Strande blieb.

„Man kann nicht vorsichtig genug sein“, sagte Harley, indem er seine automatische Pistole aus dem Halfter nahm und auf seine Kleider legte. „Wir könnten natürlich von einer Bande umherstreifender Neger überrascht werden.“

Billa ging bis an die Knie ins Wasser und blickte schauernd hinauf in das hohe, düstere Buschdach, das hie und da von einem vereinzelt Sonnenstrahl durchbohrt wurde.

„Ein angemessener Rahmen für eine dunkle Tat“, lächelte sie, indem sie das kalte Wasser mit der hohlen Hand schöpfte und es auf ihren Mann schleuderte, der sich sofort daranmachte, sie zu verfolgen.

Eine Zeitlang blieb Jerry neben ihren Kleidern sitzen und sah ihrem heiteren Spiel zu. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von dem Schatten eines riesigen Schmetterlings gefesselt, und bald darauf begab er sich, auf der Fährte einer Waldratte, witternd in den Busch. Es war keine frische Fährte, das mußte er gut, aber in der Tiefe seines Wesens gab es Instinkte, die seine Vorfahren seit Beginn der Zeiten geübt hatten, und die ihn dazu trieben, zu jagen, zu wittern, lebende Geschöpfe zu verfolgen, kurz, zu spielen, daß er sein eignes Wild jage, obwohl der Mensch seit vielen Geschlechtern ihn und die Seinen mit Fleisch versorgt hatte.

Und so kam es, daß er Fähigkeiten in Gebrauch nahm, die zwar nicht mehr notwendig waren, aber immer noch in ihm wohnten und laut ihre Anwendung forderten. Er folgte der Fährte der längst verschwundenen Waldratte mit all der leichtfüßigen, schleichenden Schlaueit, die den kennzeichnet, der eine lebende Beute verfolgt und mit äußerstem Scharfsinn seine Schlüsse auf dieser Fährte zieht. Aber die Fährte wurde von einer andern, einer sehr frischen, unmittelbaren Spur gekreuzt. Als ob ihn jemand mit einem Strick daran gezogen hätte, flog sein Kopf mit einem Ruck zur Seite, so daß er einen rechten Winkel zu seinem Körper bildete. Seine Nüstern witterten den unverkennbaren Geruch von „Nigger“. Dazu war es ein fremder Nigger, denn es roch nach keinem von allen, deren Erinnerung in seinem Hirn aufgespeichert war.

Fortsetzung folgt.

## Beresina

Von Dr. Arnold Jaggi.

Napoleon stellte drei Heere bereit, je ein kleines im Süden und im Norden, die eigentliche, die sogenannte Große Armee, die er selbst befehligte, in der Mitte. Im Süden, am untern Bug, stand das österreichische Hilfsheer, etwa 30,000 Mann stark, unter dem Kommando des Fürsten von Schwarzenberg. Es waren ihm auch sächsische und französische Truppenabteilungen beigegeben. An der Ostsee sammelte sich die ebenfalls kleine Nordarmee, die sich zur Hauptsache aus Polen und dem preußischen Hilfskorps unter General York zusammensetzte. Im ganzen zählten die drei Armeen, Beamte, Diener und Pferdeknechte eingerechnet, mindestens 700,000 Mann, seit der Völkerwanderung das größte Heer in Europa, das einem einzigen Willen gehorchte. Mehr als die Hälfte waren Nichtfranzosen, also Italiener, Holländer, Deutsche, Dänen, Polen und — mit den Nachschüben — ungefähr 9000 Schweizer.

Am 24. Juni 1812 begann Napoleon, ohne ausdrückliche Kriegserklärung, den Niemen zu überschreiten.

Die Russen verfügten höchstens über 300,000 Kämpfer. Sie fühlten sich den Franzosen nicht gewachsen und zogen sich darum zurück, nicht mit der Absicht, den Feind listig ins Innere zu locken. Die französischen Truppen litten unter den langen Märschen, den schlechten Wegen, einer förmlich italienischen Hitze und der Ruhr, durch das verdorbene Wasser verursacht. Zudem versagte das Verpflegungswesen. Mühselig schleppte man sich durch die ausgeraubten und verwüsteten Gebiete mit den dachlosen Häusern. „Das ist ein abscheulicher Krieg. Der Feldzug

von 1809 scheint nur ein Spaziergang im Vergleich mit diesem. Wenn es so fortgeht, weiß ich nicht, wie es werden soll.“ So schrieb schon am 11. Juli ein Teilnehmer in sein Tagebuch. — Es ging so fort. Die Soldaten wurden mürrisch. Sie ersehnten, sie erhofften eine Schlacht. Die ganze Armee sprach von ihr „wie von einem großen Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah“. Endlich unter den Mauern von Smolensk kam es zum Schlagen. Wohl errang Napoleon einen Erfolg; aber es gelang ihm nicht, das feindliche Heer zu vernichten und ihm den Rückzug zu verwehren. Es blieb alles beim alten: die Russen zogen nach Osten, und die Franzosen wankten ihnen auf den endlosen Straßen nach. Napoleons geistigem Auge leuchtete jetzt Moskau, die heilige Stadt, entgegen. Hier würde er über Alexander siegen und ihm den Frieden diktieren. Die Russen entschlossen sich wirklich, Moskau nicht freiwillig zu opfern, sondern den Kampf zu wagen. Die Heere maßen sich in der furchtbar blutigen Schlacht von Borodino am 7. September. Auf beiden Seiten wurde mit unerhörter Erbitterung gekämpft. Am Abend rückten die Franzosen in die russischen Stellungen vor; aber die Entscheidung war nicht gefallen. Nach einer Woche zog Napoleon ungehindert in Moskau ein. Er nahm vom Kreml Besitz und glaubte, die Armee mit Lebensmitteln wohl versorgen und für alle Mühe entschädigen zu können. Allein noch am selben Abend sah man bald hier, bald dort Feuer aufblitzen. In der Umgebung Napoleons meinte man zuerst, die betrunkenen und un-

sinnig plündernden französischen Soldaten hätten den Brand gelegt. Es zeigte sich jedoch bald, daß planvoll zu Werke gegangen wurde. Napoleon ergrimmt und erschraf aufs tiefste. — Er fühlte sich an Entschlossenheit übertroffen. — Der Gouverneur der Stadt hatte die Tat angeregt und angeordnet.

Nun lohte das Feuermeer und brauste wie ein ungeheurer Wasserfall, dessen Nähe ganz betäubt. Je nach den Stoffen, die es verzehrte, färbten sich seine Schwaden und Rauchsäulen. Da und dort schienen zerlumpte Männer und wütende Weiber sich in den Flammen herumzutreiben. Es war wie ein Abbild der Hölle. Das Feuer ergriff auch den Krenl, umlagerte und umflutete die Festung. Es hielt schwer, sich aus Palast und Stadt zu flüchten. Ohne sich lange zu besinnen soll Napoleon mit den Seinen durch prasselnde Glut, „unter dem Krachen verstender Gewölbe, dem Fallen flammender Gebälke und dem Einsturze glühender Eisendächer“ dahingeschritten sein. „Die durchdringende Hitze verjagte uns die Augen, und doch mußten wir sie offenhalten“, um die Straße zu finden, die „in dickem Rauche und unter mächtigen Trümmern verschwand.“ So ein Mitbeteiligter.

Erst nach sechs Tagen ließ der Brand nach. Drei Viertel der Häuser lagen eingäschert.

Napoleon schlug seinen Sitz in einem zwei Stunden von Moskau entfernten Schlosse auf und verbrachte hier fünf kostbare Wochen. Umsonst machte er Alexander Friedensvorschläge. Der sonst so wankelmütige Mann blieb fest und antwortete nicht einmal. Der Freiherr vom Stein, der in seinem Hauptquartier weilte, stellte ihm in seinen Denkschriften immer wieder vor: Die Stunde der Befreiung Europas naht; zum Werkzeug und Vollstrecker seines Willens hat Gott den Zaren ausersehen. Auf Alexander machte das Eindruck, und er glaubte gern an seine Berufung.

Bald hatte das französische Heer die Lebensmittel fast aufgezehrt, und die Verbindung mit der Heimat drohte ganz abzubrechen. Darum faßte das Hauptquartier mit allen Stimmen gegen die Murats den Entschluß, den Rückmarsch anzutreten. Er begann am 19. Oktober. Die Armee, die etwa noch 100,000 Mann zählte, schleppte übermäßig viel Beute mit sich. Der Weg führte durch ausgeraubte und verwüstete Gebiete und über die unaufgeräumten Schlachtfelder. Dazu setzte der russische Winter ein, nicht früher als gewöhnlich, wie Napoleon behauptete, um seinen Mißerfolg durch ein Naturereignis zu erklären, sondern sogar später. Hunger, Schneefürme, Kälte und die Angriffe der Kosaken und bewaffneten Bauern lockerten die Ordnung. „Schon am ersten Schneetag sanken Hunderte vor Ermattung nieder und standen nicht mehr auf. Anfangs bezeichnete ein Schneehügel die Stelle, wo der Tote lag; bald aber war jede Spur verschwunden.“ Große Schwärme von Krähen flogen daher, und auch Wölfe nahen, um über ihre Beute herzufallen.

Am 25. November erreichte Napoleon die Beresina. Ein französischer Wachtmeister berichtet darüber: „In tiefem Schweigen nahte sich der Zug. Er wurde durch Generale eröffnet, von denen einige noch beritten, die meisten aber zu Fuß waren. Die Unberittenen schleppten sich mühselig an Stöcken, die erfrorenen Füße mit alten Fegen oder Stücken von Schafellen umwickelt, zerlumpt und verhungert wie Bettler dahin. Hinter diesen kamen die Trümmer der Gardekavallerie und dann — zu Fuß, in einem polnischen Starostenpelz, eine rote, mit schwarzem Fuchs besetzte Sammetmütze auf dem Kopf und einen Birkenstock in der Hand — d e r K a i s e r. Rechts von ihm schritten König Murat, links Prinz Eugen, der Bizekönig von Italien, und hinter ihnen Marschälle und Generale, deren Korps im großen ganzen vernichtet waren.“

Am 25. und 26. November ließ Napoleon zwei Brücken über die Beresina schlagen und zwar an einer Stelle, wo es die getäuschten Russen nicht erwarteten. Das Material dazu verschaffte man sich durch das Abreißen der Blockhäuser in Studjanka. Für jede Brücke erstellte man 23 Böcke. Sie zu versetzen, war sehr schwer. Die Geniesoldaten, Generale wie Ge-

meine, standen hiebei im eiskalten Wasser, oft bis zum Hals, und arbeiteten ohne Ablösung. Wenn einer nicht mehr konnte, versank er lautlos in den Fluten oder erhielt den letzten Stoß von treibenden Eischollen. Niemand nahm sich Zeit, ihm zu helfen. Waren die Böcke in Stellung, so legte man Bretter quer über sie. Am 26. November um 1 Uhr war die obere Brücke fertig. Napoleon gab Befehl, sogleich mit dem Uebergang zu beginnen und ließ die Truppen an sich vorbeimarschieren. „Vive l'empereur!“ so grüßten ihn die Einheiten. Mit zu den ersten, welche die Brücke passierten, gehörte die neunte Division mit unsern Landsleuten. Der Kaiser rief den Divisionsgeneral Merle an: „Sind Sie mit den Schweizern zufrieden?“ „Ja, wohl Sire, wenn die Schweizer mit ebenso viel Wucht angreifen, wie sie sich zu verteidigen verstehen, wird Eure Majestät zufrieden mit ihnen sein.“ „Ich weiß es“, antwortete der Kaiser, „es sind wackere Leute.“

Daß sie sich auf die Verteidigung, aber auch auf mehr verstanden, das hatten sie vor sechs Wochen bei Polozk bewiesen. Sie hatten Befehl erhalten, sich vor den andrängenden Russen unter die Kanonen der Feldschanzen vor der Stadt zurückzuziehen. Allein sie stürzten sich der russischen Uebermacht entgegen und brachten sowohl ihre Infanterie wie die heranpressende Kavallerie zum Weichen. Dann erst marschierten sie unter dem Druck neuer gewaltiger Stöße der Gegner „im Ordinarischritt“ stadtwärts und nicht ohne den Feind auch jezt noch wiederholt mit dem Bajonett zurückzutreiben. Sie deckten schließlich auch den Rückzug aus der Stadt, bis die letzte Kanone über die Düna gebracht worden war. Diese Erfolge bezahlten sie freilich mit dem Verlust von über 1500 Mann. Der kommandierende Marschall aber berichtete, daß sie „mit einer Tapferkeit, Ordnung und Kaltblütigkeit, die Aufsehen erregten“, gekochten hätten.

Am 28. November, in der Schlacht an der Beresina, sollten sie von neuem Gelegenheit bekommen, sich auszuzeichnen. Es galt, an diesem Tag die französische Armee, die den Fluß am 26. und 27. November noch nur etwa zur Hälfte überquert hatte, gegen heftige russische Angriffe in der Front und im Rücken zu sichern. Die Division Merle stand auf einem ganz besonders wichtigen und entscheidenden Posten. Den 1300 Schweizern, die damals noch dienstfähig waren, bedeutete es ein innerstes Anliegen, sich der Vertrauensstellung als gewachsen zu erweisen. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten versprachen sich darum in den schneeigen Morgenstunden des 28. November feierlich mit Wort und Handschlag, zu Ehren ihres Landes heldenmütig zu kämpfen. Da sie so gering an Zahl waren, vereinbarten sie zum voraus, daß sie im Falle einer schweren Verwundung auf die Hilfe eines Kampffähigen verzichten wollten. Nur Leichtverletzte, die sich zum Verbandplatz begeben mußten, durften sich ihrer annehmen.

In trüber Stimmung bat an diesem Morgen der Kommandant des ersten Regiments, Blattmann, den Glarner Oberleutnant Thomas Vegler, das Lied anzustimmen, das er früher oft gesungen hätte. Vegler willfahrte sogleich:

„Unser Leben gleicht der Reise  
Eines Wandrers in der Nacht;  
Jeder hat auf seinem Gleise  
Etwas, das ihm Kummer macht . . .“

Um 9 Uhr krachte plötzlich unmittelbar über ihren Köpfen eine russische Kanonenkugel daher. Die Schweizer und ihre Mitstreiter eilten in die Feuerlinie, und der schwere Kampf begann in einem durch Richtungen unterbrochenen Walde. In den gefährlichsten Augenblicken, wenn die Russen sich näherten und man auf neue Munition warten mußte, unternahmen die Schweizer Bajonettangriffe, im ganzen nicht weniger als sieben. „Vive l'empereur!“ schrien sie dabei oder auch „es leben die Braven von Polozk!“ Es gelang ihrem rasenden Mute jedes-

mal, den Feind zurückzuwerfen. Sie kämpften mit unglaublicher Tapferkeit, aber auch unter schwersten Verlusten. Der beschneite Boden war feldsam rotgefleckt. Das kam von den Waffenröcken und dem Blut der roten Schweizer. Die Kämpfe dauerten bis gegen 11 Uhr nachts. Sie waren insofern erfolgreich, als es gelang, eine gewaltige russische Uebermacht daran zu hindern, die Armee Napoleons zu umzingeln und ihr den Weg nach Wilna abzuschneiden. „Das zweite Korps“, dem die Schweizer angehörten, „hat die Armee gerettet“, so berichtete der Tagesbefehl. Die Schweizer hatten direkt und indirekt ein ganz wesentliches Verdienst hieran. Beim Appell waren von den 1300 Mann nur mehr 300 am Leben und von diesen ein Drittel verwundet. Bevor Merle den Kampfplatz verließ, trat er noch an die Bivakfeuer und rief: „Brave Schweizer! Ihr alle habt das Kreuz der Ehrenlegion verdient! Ich werde dem Kaiser meinen Rapport machen.“ Er hielt auch Wort, und Napoleon verabschiedete 62 Ehrenkreuze. Was die Schweizer zu ihren Heldentaten beschwingt hatte, das war der soldatische Ehrbegriff und zudem die Ueberzeugung, daß ihre Leistungen früher oder später dem Vaterland und seinem Ansehen zugute kommen würden. Einer der Ueberlebenden schrieb: „Unsere Regierung wird aus der Opferfreudigkeit ihrer Truppen entnehmen, daß die Vaterlandsiebe noch nicht erloschen ist; der Ehrgeiz aller war, zu zeigen, daß unser Volk noch nicht entartet sei, und die Wälder an der Düna und an der Beresina werden noch lange widerhallen vom Ruhm des Schweizernamens.“

\* \* \*

Rehren wir zurück. Am 26. und 27. November konnten die französischen Truppen, unangefochten vom Feind, die Brücken passieren. Allein an ihren Eingängen kämpften so viele Kolonnen, Karren und Wagen um den Vortritt, daß sie sich gegenseitig den Weg versperren, oft weder vor- noch rückwärts konnten, kostbare Zeit verloren und sich auch massenweise ins Wasser drängten. Zudem brachen häufig Böcke und Bretter, was stundenlange Unterbrechungen und Reparaturen zur Folge hatte. Am 28. November, am Tage der geschilderten Schlacht an der Beresina, und am 29. vermochten die Russen trotz aller Tapferkeit der französischen Armee, auf beiden Seiten des Flusses Posten zu fassen und die Brücken unter Feuer zu nehmen. Entsetzlich hagelten Granaten und Kanonenkugeln in die Menschenmäuel, deren Geschrei die Kanonen überdönte. Unzählige konnten in dem schauerlichen Gedränge den Atem nicht mehr ziehen und mit den Füßen den Boden nicht mehr berühren. „Die Masse wogte über gefallene Menschen und Pferde, über zertümmerte Wagen und andere Gegenstände. Viele stürzten darüber zu Boden und wurden bald von den Folgenden zertreten.“ Ganze Wälle von Menschen, Rossen und Wagen tosten über den Brückenrand hinaus. So entstand eine bleibende Insel, die den Strom teilte. Noch nach zehn Jahren erblickte man da menschliche Gebeine, die — es ist seltsam zu sagen — Bergischmeinnicht umspannen.

\* \* \*

Bald nach dem Uebergang über die Beresina sank die Temperatur auf — 16 und später gar auf — 27 Grad R. Das Fleisch der Hand blieb an den Eisenteilen des Gewehres kleben, und es geschah auch, daß die Pelzmütze mit dem Haar zusammenfrohr. „Die Wege bedeckten sich mit Glatteis; die Pferde der Kavallerie, der Artillerie und der Trains fielen allmählich nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden. In wenigen Tagen gingen mehr als 30,000 Pferde zugrunde. Wir mußten ein gut Teil unserer Geschütze und unserer Kriegs- und Mundvorräte im Stich lassen und zerstören.“ So meldet ein Bulletin der Großen Armee.

Sie löste sich von Stunde zu Stunde stärker auf und bekam ein ganz anderes Gesicht als vor der Beresina. „Man sah selten mehr Kanonen, Wagen, Schlitten und Pferde. Beinahe sämt-

liche Generale und höheren Offiziere hatten ihre Equipagen und Reittiere zurücklassen müssen und besaßen gleich den andern nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trugen.“ Aus den Offizieren, denen noch ein Pferd geblieben war, hatte man 4 Kompagnien zu je 150 Mann gebildet. Generale leisteten hier den Dienst von Hauptleuten und Obersten den von Unteroffizieren. Das war die sogenannte heilige Schar, die Napoleon schützen sollte.

Längs den beiden Straßenseiten lagen erstarrte Soldaten, und immer neue fielen hin, die einen rasch entschlummernd, die andern wehklagend, schreiend und ächzend. Sie empfingen nicht die mindeste Hilfe und auch keine Regung des Mitleids. Ja, es sah sie nur, wer auf den Flanken marschierte. Wer in der Mitte der Kolonne daherwankte, starrte geradeaus und wurde von der Menge wie im Schlafe mitgestoßen und mitgeschleppt.

Entsetzliche Leiden brachten vor allem die Nächte. Mit dem Holze abgerissener Häuser oder Hausdächer, um das die Soldatenhaufen oft blutig kämpften, zündete man Bivakfeuer an. Sie wurden so dicht besetzt, daß viele sie zwar sehen, aber von ihrer Wärme nichts verspüren konnten. Andere litten auf der einen Seite unter der Hitze und auf der andern unter dem Frost. Am Morgen sah man ganze Gruppen von Leichen um die erloschenen Brandstätten. Unglücklicher waren die noch Lebenden, die der erfrorenen Glieder wegen sich nicht mehr aufzurichten vermochten. „Sie kämpften in schrecklicher Todesangst, sahen ihre Kameraden weiterziehen und sich hilflos den qualvollsten Leiden preisgegeben.“

Wer der Kälte und der Erschöpfung nicht erlegen war, hatte zu sehen, ob er mit dem Hunger fertig würde. Eine Suppe aus einem Kerzenstücklein für zwei Mann bildete schon eine achtbare Mahlzeit. Manchmal kochte man Moos und Erde, und es kam auch vor, daß man sich an die Leichen der Kameraden machte. Im Uebermaß des Glends brachen die einen in Verwünschungen und Flüche gegen alles Menschliche und Göttliche aus; andere griffen zur Pistole oder stürzten sich gar in brennende Häuser.

Am 3. Dezember teilte der Kaiser Frankreich in etwas verschleierter Form den Zusammenbruch der Großen Armee mit, schloß aber das Bulletin mit den Worten: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals besser gewesen.“ Die Bemerkung war nicht überflüssig. Sie klang wie eine Drohung. Ein republikanisch gesinnter General in Paris hatte einen Aufstand geplant. Am 5. Dezember verließ Napoleon den Schauplatz und traf am 18. gegen Mitternacht in seiner Hauptstadt ein.

Murat, der den Oberbefehl übernommen hatte, brachte schließlich von der Großen Armee nur wenige Tausend Mann zurück, zerlumpt, ausgemergelt und hohläugig. Wenn man die nach dem Frieden freigegebenen Gefangenen mitzählt, blieben von den 700,000 Menschen, welche die russischen Grenzen überschritten hatten, nicht 100,000 übrig. Ungefähr die Hälfte gehörte den beiden Flügelheeren an und trug noch Waffen. Die Große Armee hatte 550,000 Mann, fast alle Geschütze und Wagen und über 300,000 Pferde verloren.

Der Ausgang des Feldzuges machte einen gewaltigen Eindruck. Welches würde das Schicksal Napoleons sein?

„Es geht ihm schlecht, und Moskau liegt verkohlt, —

Nun hoff' ich doch, daß ihn der Teufel holt.“

So antwortete ein deutscher Stammbuchvers. Und in Berlin iubeelte der Gymnast Ferdinand August in einem Gedicht, das bald durch ein Flugblatt in ganz Deutschland verbreitet wurde:

„Mit Mann und Ross und Wagen,  
So hat sie Gott geschlagen.  
Es irrt durch Schnee und Wald umher  
Das große mächt'ge Kaiserheer.  
Der Kaiser auf der Flucht,  
Soldaten ohne Zucht.  
Mit Mann und Ross und Wagen,  
So hat sie Gott geschlagen.“